

Johann August Schülein

Schwierige Dioskuren

Die Koevolution
Sozialer und Psychischer Realität

324 Seiten · broschiert · € 39,90

ISBN 978-3-95832-405-3

© Velbrück Wissenschaft 2025

I. Thema und Text

Ein Thema, mit dem Soziologie sich ständig beschäftigen muss, ist die Gleichzeitigkeit von Erfolg und Scheitern, von Glanz und Elend humaner Gesellschaften. Diese *coincidentia oppositorum* ist kein Zufall. Sie hat ihre Wurzeln letztlich in schwierigen bis unlösbaren Balanceproblemen von Gesellschaften – und in den Schwierigkeiten, die sie mit ihrem Personal hat. Das gilt auch umgekehrt: Die Entwicklung der Psyche ist heikel und wird durch ihre Beziehung zu den gesellschaftlichen Bedingungen nicht immer erleichtert. Und auch hier handelt es sich – jenseits zusätzlicher Komplikationen durch akzidentelle Beschädigungen – um systematische Problemlagen.

Das Thema dieser Arbeit ist also die Komplexität des Verhältnisses von sozialer und psychischer Realität. Ich versuche, die Dynamik dieser dialektischen Beziehung und die daraus resultierende Koevolution zu skizzieren. Dieses Thema ist nicht ganz neu. Buchstäblich seit Menschengedenken gibt es Überlegungen dazu, wie Gesellschaften und ihre Menschen (sowie Menschen und ihre Gesellschaften) zueinanderstehen. Entsprechend gibt es eine lange und umfangreiche Geschichte der Interpretationen und Vorstellungen. Es bedarf also keiner besonderen Erwähnung, dass diese enorme Vielfalt nicht nur die Möglichkeiten eines (einzelnen) Forschers, dies alles nachzuvollziehen, völlig überfordert.

Schon die soziologische Literatur zum Thema ist kaum überschaubar. Die Soziologie ist hier jedoch nicht allein. Anthropologie, Archäologie, Ethologie, Ethnologie, Evolutionspsychologie, Neurowissenschaften, Kulturwissenschaften ... – sie alle beschäftigen sich mit ähnlichen Fragen; jede Wissenschaft mit ihren spezifischen Perspektiven und Methoden, jede Wissenschaft für sich, jede mit voller Ernsthaftigkeit. Im Bemühen, das Unglaubliche der Evolution und ihrer unglaublichen Produkte zu erklären, haben kluge Köpfe ein breites Spektrum an intensiven, anregenden, eindrucksvollen Überlegungen angestellt. Vieles davon ist großartig.¹ Manches ist singulär und (damit) inkompatibel, andere Texte folgen der Logik spezieller Paradigmen und Perspektiven. Sie bleiben dabei mehr oder weniger unter sich und orientieren sich hauptsächlich nach innen. Umso schwieriger ist es, die jeweils speziellen Diskurse, ihre Prämissen, ihre Regeln nach- und mitzuvollziehen.

Es gibt also viel und viel verschiedene Literatur. Schon die bloße Masse der Publikationen würde selbst bei beispiellosem Lese- und

1 Ich verdanke vieles, wenn nicht alles, der inspirierenden Literatur. Dieser Text wäre ohne die Arbeiten von E. Fromm, N. Elias, D. Riesman, aber auch von T. Parsons, N. Smelser und vielen anderen zitierten und nicht zitierten Autoren nicht möglich gewesen. Respekt und Dank!

Verarbeitungsfähigkeiten mehr als ein Menschenleben verbrauchen.² Es ist aber nicht nur die bloße Quantität, es ist die Qualität der verschiedenen Diskurse, die verhindert, dass man alles kennen und beherrschen kann. Und selbst wenn es gelänge, alles, was die unterschiedlichen Zugänge an Befunden und Interpretationen bieten, zu versammeln – es bliebe das (zumindest mit heutigen Mitteln) unlösbare Problem, sie in einem ebenso umfassenden wie allen Perspektiven gerecht werdenden Gesamtmodell sinnvoll zu integrieren.

Eine fatale Folge von Unübersichtlichkeit und Unbewältigbarkeit ist, dass externe Perspektiven nicht zur Kenntnis genommen werden und stattdessen versucht wird, mit Eigenmitteln die damit verbundenen blinden Flecken zu kompensieren. Aus soziologischer Sicht ist es mühsam, lesen zu müssen, was passiert, wenn etwa Biologen oder Neurowissenschaftler darauf kommen, dass Evolution etwas mit Gesellschaft zu tun hat und diese Einsicht dann nur mit ihren eigenen Konzepten erläutern.³ Das Nebeneinander unterschiedlicher Diskurse hat aber nicht nur mit der Unmöglichkeit, alles zu kennen und zu können, zu tun. Es sind auch nicht nur die Scheuklappen und das Belohnungssystem der modernen Wissenschaften (in der jeweiligen Zunft bzw. in den herrschenden Paradigmen wird meist nur anerkannt, was deren Grenzen nicht überschreitet). Die Abschottung der Diskurse ist auch ein Schutz gegen eben jene überfordernde Vielfalt.

Zu viel, zu viel Verschiedenes, zu viel Eigenbrödlerei – *mission impossible* also, wenn man vorhat, das Thema tatsächlich systematisch zu behandeln. Man kann die Ansprüche aber auch herunterschrauben, sich einer essayistischen Form bedienen und entlang der eigenen Intentionen/Möglichkeiten mehr oder weniger selektiv verfahren und sich auf eine bestimmte Perspektive konzentrieren. Das Ergebnis ist dann entsprechend weniger definitiv und weniger umfassend, man kommt jedoch dem Ziel, eine bestimmte Sach- und Problemlage darzustellen, näher. Teils aus Unkenntnis (es gäbe noch so viel zu lesen), teils aus Unfähigkeit (ich konnte mich nicht in jeden Spezialdiskurs wirklich intensiv einarbeiten), teils aus Idiosynkrasie (mit manchem bin ich einfach nicht warm geworden, aber nicht alles, was mich nicht angesprochen hat, ist deswegen uninteressant) stützen sich die folgenden Überlegungen nicht

2 Allein das Literaturverzeichnis von Graeber/Wengrow (2022) umfasst auf 62 Seiten ca. 1.000 Titel.

3 Ein Beispiel ist die Kritik von J. H. Turner und A. Maryanski (2019) an E. O. Wilsons »Genesis« (2019). Wilson gibt den rabiatischen Sozialdarwinismus seiner frühen Werke in dieser Arbeit auf und erweitert das Selektionsverständnis der Evolution um »kin-selection«, bezieht also soziale Variablen ein. Dies jedoch ohne ein genaueres Verständnis sozialer Wirklichkeit und vor allem: ohne jede Kenntnis der (ausführlichen) sozialwissenschaftlichen Literatur zum Thema.

auf eine zufällige, aber auch nicht auf eine in jeder Hinsicht repräsentative Auswahl.

Zu den methodischen Problemen, die sich dabei stellen, gehört auch, dass es sich in einem doppelten Sinn um spekulative Überlegungen handelt. Zum einen sind naturgemäß die Informationen über das Geschehen bis an die Schwelle der Gegenwart empirisch lückenhaft. Für die Zeitschnitte ohne literarische Quellen gibt es ohnehin nur indirekte Hinweise und die sind zugleich extrem lückenhaft. So schätzt Schrenk in Bezug auf die Dokumentation der Evolution zum homo sapiens: »Trotz aller Funde fossiler Menschenreste fehlen im Puzzle der Stammesgeschichte der Homininen mehr als 99,99 Prozent der Teile, die unsere Herkunftsgeschichte vollständig belegen könnten. Statistisch gesehen, steht zur Rekonstruktion von 100 Generationen nicht mehr als ein fossiles Knochen- oder Zahnfragment zur Verfügung.« (Schrenk 2008, 10) Alle 2.500 Jahre ein Zahn – keine wirklich solide Basis für Rekonstruktionen. Noch schlechter sieht es bei den Relikten früherer Kultur aus, da sie nur selten die Haltbarkeit von Zähnen haben. Und noch viel schlechter sieht es aus mit dem, was die Dokumentation sozialer und psychischer Strukturen betrifft: Es gibt sie nicht. Das ist jedoch nicht eine Frage der Überlieferung. Bestimmte Aspekte sozialer und psychischer Realität sind aus prinzipiellen Gründen nicht dokumentierbar. Das gilt erst recht für säkulare Trends und Entwicklungen.⁴

Schon deshalb ist das, was hier versucht wird, nicht (allein) empirisch zu stützen. Empirische Befunde sind Bezugspunkte, aber nicht die abschließliche Grundlage der Argumentation.⁵ Die Überlegungen bleiben unvermeidlich *hypothetisch oder spekulativ*, auch wenn (wie im Folgenden auch) Bezug auf gesicherte Informationen genommen wird – no proof, only well reasons. Die Argumentation stützt sich – so gut es geht – auf eine Art 3-Faktoren-Evidenz: auf die Tatsache, dass es bestimmte Phänomene gibt, darauf, dass ihre Funktionalität rekonstruierbar ist (sie also kein Zufallsprodukt sind), und darauf, dass sich die Bedingung der Möglichkeit ihrer Genese und Stabilisierung zeigen lässt. Dabei geht der Text zwangsläufig *idealtypisch* vor. Mit Max Weber: Es werden einige wenige wichtige Aspekte hervorgehoben und begrifflich zugespitzt, so dass daraus ein sinnhafter Zusammenhang sichtbar wird. Eine Aussage über empirische Zusammenhänge ist damit naturgemäß nicht verbunden. Selbst da, wo es um historische Entwicklungen geht, werden sie idealtypisch modelliert.

4 Daher hilft auch nur beschränkt weiter, dass mit zunehmender zeitlicher Nähe die Dokumentation deutlich besser wird. Was auch bleibt, ist, dass die Befunde selten für die hier diskutierte Fragestellung aufbereitet sind.

5 Deshalb können die vielen empirisch strittigen Fragen hier auch ausgeklammert bleiben.

Dieses Vorgehen steht in gewisser Weise quer zu einer historisch-empirischen Sicht. Auf das Problem hat schon Weber hingewiesen: Eine idealtypische Modellierung erfasst nicht alle empirischen Besonderheiten, wird also dem Einzelfall nicht gerecht. Empirisch gibt es buchstäblich alles, was möglich ist und jeder Einzelfall hat auch seine besondere Logik. Es gibt daher – angesichts der Fülle des empirischen Geschehens – fast überall Beispiele, wo es ganz anders als im idealisierten Modell aussieht.⁶ Es ist jedoch nicht das Ziel von Modellierungen, einen Einzelfall zu analysieren. Es geht darum, ein begriffliches Instrument zu gewinnen, ohne damit zu behaupten, dass die so gefundenen Strukturen immer und überall (in der gleichen Weise) realisiert und gültig sind. Da ohne Reduzierung kein Modell entwickelt werden kann, ist es keine Respektlosigkeit gegenüber der Empirie, wenn Vieles weggefiltert wird, sondern eine unvermeidliche Begleiterscheinung von Begriffsbildung. Manche Missverständnisse zwischen Sozialwissenschaftlern und Historikern haben daher ihren sachlichen Kern in unterschiedlichen Erkenntnisinteressen. Aber sie wären zumindest kontrollierbar, würden sich auf diese Gegensätze nicht zusätzliche Konflikte und Interessen draufsetzen – Ressortegoismen, Behauptung von Zuständigkeit, Abwertung von Fremdperspektiven etc.

Idealisierte und erst recht spekulative Modelle stehen jedoch nicht nur in einem latenten Konflikt mit der Empirie, sie haben auch Schwierigkeiten mit (dem Anspruch von) Theorien. Denn sie sind bestenfalls Hypothesen, keine solide Grundlage für Theorien und auch von daher angreifbar. Es gibt jedoch, so wie die Dinge liegen, keine wirkliche Alternative. Es muss versucht werden, die Lücken des Wissens empirisch wie begrifflich fundiert zu füllen und das Thema sozusagen durch ein Netz von empirisch begründeten und theoretisch gefassten Spekulationen zu fassen. Tatsächlich gehen vermutlich alle relevanten Theorien mehr oder weniger so vor, was dem Ganzen allerdings nicht wirklich Reliabilität

6 Beispielhaft dafür: das monumentale Werk von Graeber/Wengrow (2022). Es zeigt an einer Fülle von Beispielen die empirische Vielfalt von historischen und lokalen Entwicklungen, die dem, was als »Mainstream«-Theorie gesehen wird, widerspricht. Ihre Kritik an allzu zugespitzten und einfachen Modellen ist hilfreich, wenn auch gelegentlich überzogen. Vor allem aber läuft sie ein Stück weit darauf hinaus, keine Modellierung mehr zu erlauben. Wengrow in einem Interview: »[...] Ich habe [...] ein Problem mit der Vorstellung, dass es überhaupt eine ursprüngliche Gesellschaft gab.« (in: Süddeutsche Zeitung Nr. 185, 12./13. August 2023: 31) Stattdessen habe es »ein Mosaik aus frühen menschlichen und menschenähnlichen Populationen [...]. Nicht eine einzige, ursprüngliche Gesellschaft« (ebd.) gegeben. Abgesehen davon, dass dies so konkretistisch wohl kaum irgendwo behauptet wird, verzichtet dies Argument darauf, die Logik des »Mosaiks« zu analysieren.

verleiht, aber insofern beruhigend ist, als ich mich sozusagen in guter, häufig bester Gesellschaft befinde.⁷

In diesem Text geht es um die Koevolution von sozialer und psychischer Realität. Dazu sind theoretische Modelle ihres Verhältnisses erforderlich. Das ist ebenso trivial wie schwierig, weil es bekanntlich davon eher zu viel als zu wenig gibt. Gerade die Soziologie ist ein Fach, welches sich durch Multiparadigmatik auszeichnet und dies auch pflegt. Es gibt also Theorieangebote in großer Zahl mit jeweils unterschiedlichen Stärken und Schwächen. Man kann daher auf vielfältige Anregungen und Vorschläge zugreifen (was ich auch gern tue).⁸ In Bezug auf die Psyche und ihre Dynamik ist das Angebot an Modellen eher begrenzt. Das liegt auch daran, dass die Psychologie als akademisches Fach seit ihrer Etablierung als akademisches Fach dazu tendiert, ein herrschendes Paradigma sensu Kuhn auszubilden, aber auch daran, dass hier Modellierung auf erhebliche Probleme stößt (beides hängt vermutlich zusammen). Ich beziehe mich im Folgenden weitgehend auf individual- und sozialpsychologische Hypothesen der Psychoanalyse, weil sie eines der wenigen elaborierten Modelle bietet, das systematisch Konflikte, Balance und Dynamik der Psyche fokussiert. Es enthält damit eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten für soziologische Perspektiven.⁹

Die Auswahl von zum Thema passenden Theorieangeboten ist jedoch nicht das einzige Problem, welches sich hier stellt. Davor steht

- 7 Um Namen zu nennen: Nach wie vor lesenswert und wichtig sind die sozialphilosophischen Klassiker Scheler, Plessner und Gehlen. Es gibt auch im deutschsprachigen Raum neuere Versuche, hier (neu) anzusetzen – nicht nur Claessens und Dux, sondern auch v. Ditfurth, Brock, Boesch u.a. Das gilt auch für die anthropologischen und ethologischen Klassiker: Portmann, Remane, Lorenz, Tinbergen. Außerordentlich hilfreich sind die auf den Befunden der modernen Forschung basierenden Darstellungen (z.B. Schrenck) und Diskurse, die vor allem im angelsächsischen Raum breit aufgestellt sind. Um nur einige zu nennen: Lenski, Clark/Piggott, Johnson/Earle, Donald, Turner, Henrich, Gamble, Dunbar, Wilson u.v.a.m. Dazu kommen noch die vielen Arbeiten, in denen tatsächlich (mutig) über Themen spekuliert wird (Boehm, Jaynes, Wrangham, Scott, Langs, ...).
- 8 Es ist nicht Sinn dieses Textes, Theoriekontroversen zu behandeln oder gar zu lösen. Es geht pragmatisch darum, zum Thema passende Vorschläge zu nutzen. Die erkenntnistheoretischen Gründe – sie haben ein Fundamentum in re und sind keineswegs das Resultat von Willkür oder Versagen – bleiben deshalb hier ausgeklammert (vgl. dazu ausführlich Schülein 2002, 2017).
- 9 Allerdings muss dabei immer mitgedacht werden, dass es sich häufig auf Grund der Natur ihres Gegenstands empirisch wie theoretisch bestenfalls um Hypothesen, häufig sogar nur um (begründete) Spekulationen handelt und handeln kann. Die frühkindliche Entwicklung von Objektbeziehungen

noch die Frage, wie man damit umgeht, dass es sich um zwei unterschiedliche Themen handelt, die zwar nicht zu trennen sind, die aber auch nicht unmittelbar kompatibel sind. Versuche, »Gesellschaft« und »Mensch« begrifflich direkt zu verbinden, sind meist problematisch. Sie leiden manchmal daran, dass sie beides ontologisieren oder in bestimmter Form festschreiben und fast immer daran, dass sie beides zu unmittelbar verbinden, so dass Austausch und Dialektik zu kurz kommen. Das liegt jedoch in der Natur der Sache. Der Umgang mit einer Hybrid-Realität, in der verschiedene Realitätstypen vermittelt sind, ist schwierig. Die Trennung der akademischen Fächer Soziologie und Psychologie ist zwar sachlich unangemessen, weil es keine Gesellschaft ohne Psyche und keine (humane) Psyche ohne Gesellschaft gibt. Aber sie ist nicht nur als Folge von Spezialisierung auf eine jeweils verschiedene Logik unvermeidlich, sondern auch als Notwehr gegen überfordernde Komplexität verständlich. Der Nachteil: Je mehr sich Theorie auf eine spezifische Logik einlässt, desto weiter entfernt sie sich von der anderen.

Der Umgang mit der jeweils anderen Logik fällt den Fächern daher schwer, was oft zu unbefriedigenden Formen des Umgangs führt. Eine gern genutzte Lösung: Ignorieren. Man bleibt in den Mauern des eigenen Fachs und kümmert sich nicht um die Interferenz. Falls doch, wird die jeweils andere Logik mit Eigenmitteln emuliert. Das kann zu sinnvollen und respektablen Angeboten führen. Zumindest in der Soziologie gibt es eine lange Tradition der Subjektkonstruktion, in der meist spezifische Varianten menschlichen Handelns formalisiert und ins soziale Kalkül einbezogen werden. Immer wieder ist seit Durkheim mit Entwürfen eines »homo sociologicus«, seit Weber mit Vorstellungen »sinnhaften Handelns« gearbeitet worden. Utilitaristische Perspektiven setzen auf rationale (oder im Prinzip rational handelnde) Akteure und haben diesen Ansatz bis zum RREEMM ausgearbeitet, während im interaktionistischen Paradigma die Akteure strategisch und eigenwillig (ver)handeln. Goffman spricht (wie zwei Generationen später Sennett) die Mühsal des Mithalten-Müssens an; die Postmoderne hebt Fragmentierung und Flexibilisierung der Identität hervor.

und ihre Auswirkungen auf die sich entwickelnde Psyche sind nicht direkt beobachtbar und messbar, sondern nur indirekt rekonstruierbar. Die Alternative: auf Grund der methodischen Schwierigkeiten Psychodynamik gar nicht erst zum Thema zu machen, ist jedoch wegen ihrer Relevanz eine schlechte Idee. – Im Übrigen: Seitens der Soziologie gibt es mit keinem anderen psychologischen Paradigma so viel Austausch wie mit psychoanalytischen Perspektiven. Autoren wie Elias, Adorno, Parsons, Riesman hatten gute Gründe, mit psychoanalytischen Perspektiven zu arbeiten. Auf die lange und teilweise ziemlich belastete Geschichte von methodischen und begrifflichen Auseinandersetzungen zum Verhältnis von Soziologie und Psychoanalyse gehe ich hier nicht ein (vgl. dazu z.B. Schüle 2015, 2018).

Das alles sind produktive, aber partikuläre Perspektiven, die jeweils bestimmte Optionen hervorheben, aber mit anderen nichts anfangen bzw. sie auf das reduzieren, was in ihrer Logik abbildbar ist. Es ist klar, dass Theorie – und schon gar nicht soziologische Theorie – den »ganzen Menschen« abbilden kann. Es ist aber auch klar, dass die Reduktion auf eine Möglichkeit (von vielen) die Theorie verarmen lässt. Luhmann hat einen anderen, abstrakteren Weg vorgeschlagen: Gesellschaften wie Akteure sind für ihn sinnverwendende Systeme, die sich in ihrer autopoietischen Logik unterscheiden, aber ansonsten gleich funktionieren und deshalb auch (problemlos) zusammenpassen. Der Haken dabei: Es dominiert die Systemlogik, der sich sowohl Soziologie als auch Psychologie unterordnen müssen. Auch dies hat einen reduktionistischen Effekt.

Ich versuche, beides – Reduzierung auf singuläre Aspekte und Auflösung in einer (externen) Super-Logik – zu vermeiden. Durch einen Abstraktionsschritt soll die jeweils ganze Logik der Themen mitgenommen werden, aber sie sollen als solche erhalten bleiben. Deshalb ist von »sozialer Realität« und »psychischer Realität« die Rede. Gemeint sind damit (noch) nicht die spezifischen Konfigurationen, die jede für sich annehmen und die sich aus ihrem Zusammenspiel ergeben können. Zunächst geht es darum, dass hier *zwei verschiedene Logiken, die sich gegenseitig voraussetzen, interferieren*. Die Theorie, die dies zum Thema hat, ist zwangsläufig eine Hybrid-Theorie – eine Theorie, die die Einheit der Differenzen beibehalten und erfassen möchte. Dabei ergeben sich zwei Perspektiven/Fragestellungen:

- Wie ist es überhaupt zur Entwicklung sozialer und psychischer Realität gekommen und über welche Stufen ist diese Entwicklung verlaufen?
- Und wie lässt sich die Dialektik beider Realitätstypen auf dem Niveau ihrer vollen Entfaltung modellieren?

Die nächsten beiden Abschnitte widmen sich dem ersten Punkt. Sie rekonstruieren Ursprung von sozialer und psychischer Realität und ihre Entwicklung bis zum Niveau von entwickelten Gesellschaften und einer differenzierten Psyche. Die Koevolution von sozialer und psychischer Realität setzt auf der biologischen Evolution auf. Der Bezug auf biologische Grundlagen ist hier unvermeidlich. Die Beziehung besonders der Soziologie zur Biologie war lange nicht unproblematisch. Ideologischer Missbrauch (»Sozialdarwinismus«) und methodologische Fehler (Reduktionismus) verdeckten die Möglichkeiten produktiver Zusammenarbeit. Inzwischen haben sich beide Seiten so entwickelt, dass einer konstruktiven Zusammenarbeit nichts mehr im Weg steht (vgl. dazu stellvertretend für viele andere: Lenski 2005, Henrich 2016, Turner/Machalek 2018). Eine solide Grundlage bietet dafür die moderne Evolutionstheorie. Sie ist so weit gereift und fundiert, dass man zu Recht von einer neuen Synthese

spricht (Mayr 2005, vgl. auch Campbell/Reece 2003), in die ökologische und genetische Erkenntnisse integriert sind. Damit kommt sie zwischen Scylla – einer teleologischen Sicht – und Charybdis – Evolution als »just-so-story« – hindurch. Damit bietet sie eine Grundlage, die eine soziologische Perspektive als Referenz nutzen kann. Die neue Synthese enthält folgende Eckpunkte:

- Es wird von einer Konzeption ausgegangen, die als »synthetische Evolutionstheorie« bezeichnet wird (d.h. das Darwin/Wallace-Modell von Mutation und Selektion ist ergänzt und erweitert durch die Erkenntnisse von Genetik, Epigenetik und Ökologie).
- Es werden die Prinzipien der Mehrebenen-Selektion, des Punktualismus (d.h. die Möglichkeit von konfigurationsspezifischen eruptiven/sprunghaften Evolutionsprozessen) und anderer potenzieller Diskontinuitäten mitgedacht.
- Dabei ist eine Grundannahme, dass jede Mutation einen neuen Horizont an Optionen und Selektionsbedingungen generiert, woraus sich gradualistische und sprunghafte Möglichkeiten der Weiterentwicklung ergeben können (aber nicht müssen).
- Nur ex post ergibt sich aus diesen (vor allem durch lange Zeiträume extrem zahlreichen) Versuchen, das Bild einer Zielgerichtetheit, weil von allen Variationen und Entwicklungen nur die erhalten bleiben, die auf den rezenten Stand der Dinge hinauslaufen.
- Tatsächlich spielt sich ein Prozess ab, in dem ständige Veränderungen darauf getestet werden, ob sie die Bedingungen nutzen können. Mit jeder realisierten Entwicklung entsteht ein neues Spiel mit einem neuen, vorher nicht absehbaren Optionshorizont.

Dieses Konzept ermöglicht, die biologische Evolution als einen *zugleich zufälligen und gerichteten Prozess* zu verstehen. Hier geht es jedoch um die *Ko-Evolution von sozialer und psychischer Realität*. Dafür reicht die (biologische) Evolutionstheorie nicht aus. Zwar ist die Frühgeschichte rein biologischer Natur, in den darauffolgenden Entwicklungen spielt die Interferenz und die Eigenlogik von nichtbiologischen Formen der Realität eine (zunehmende) Rolle. Um dies erfassen zu können, bedarf es eines Konzepts, das die Eigenlogik beider Seiten ebenso erfasst wie die Art und Weise, wie sie sich jeweils systematisch verändern. Dies ist in Bezug auf Gesellschaften wenig umstritten. In Bezug auf die Psyche ist das nicht auf gleiche Weise greifbar. Zwar gibt es einige entsprechende Vorschläge. Die »evolutionäre Psychologie« beschäftigt sich allerdings hauptsächlich mit der biologischen Vor-Geschichte der humanen Psyche. Ob sich Psyche zusammen mit dem Gesellschaftstyp verändert, um welche Veränderungen es sich handelt und wie weit diese Veränderungen gehen (handelt es sich nur um das Abrufen anderer, bereits angelegter Eigenschaften oder um strukturelle/emergente Veränderungen?) wird in der psychologischen

Literatur meist ausgeklammert.¹⁰ Daher fehlt es auch an Konzepten für den Austausch zwischen sozialer und psychischer Realität. Es gibt daher auch nicht viel theoretische Anknüpfungspunkte.

Ich gehe daher soweit wie möglich begründet, ansonsten hypothetisch davon aus, dass

- die biologischen Grundlagen der humanen Psyche sich im Prozess der Evolution entwickelt haben und dass die humanen Merkmale und Fähigkeiten aus protopsychischen Leistungen und Funktionen hervorgegangen sind;
- im Laufe dieser Entwicklung sich zunehmende physiologische Grundlagen für die Autonomie psychischer Funktionen und der Psyche insgesamt ergeben haben;
- diese Entwicklung zum Zeitpunkt der Ausbreitung des homo sapiens sapiens weitgehend abgeschlossen war und sich daraus ein Optionshorizont bildete, der durch passende Bedingungen ausgebaut und neu konfiguriert werden konnte;
- dass dies keine teleologische Entwicklung war, sondern sich aus dem evolutionären Prinzip der zunächst diffusen Überschussproduktion mit anschließender Nutzung von darin enthaltenen Chancen ergab;
- und dass dies eine der Bedingungen und die Grundlage der Koevolution von Gesellschaft und Psyche ist.

¹⁰ Selbst die ambitionierte Studie von R. Seidel über die Evolution der Psyche (2018) bleibt an diesem Punkt blass und beschränkt sich darauf, an einigen Punkten zu zeigen, dass die »moderne Psyche« eine besondere Ausprägung der allgemeinen (evolutiven) Ausstattung ist.